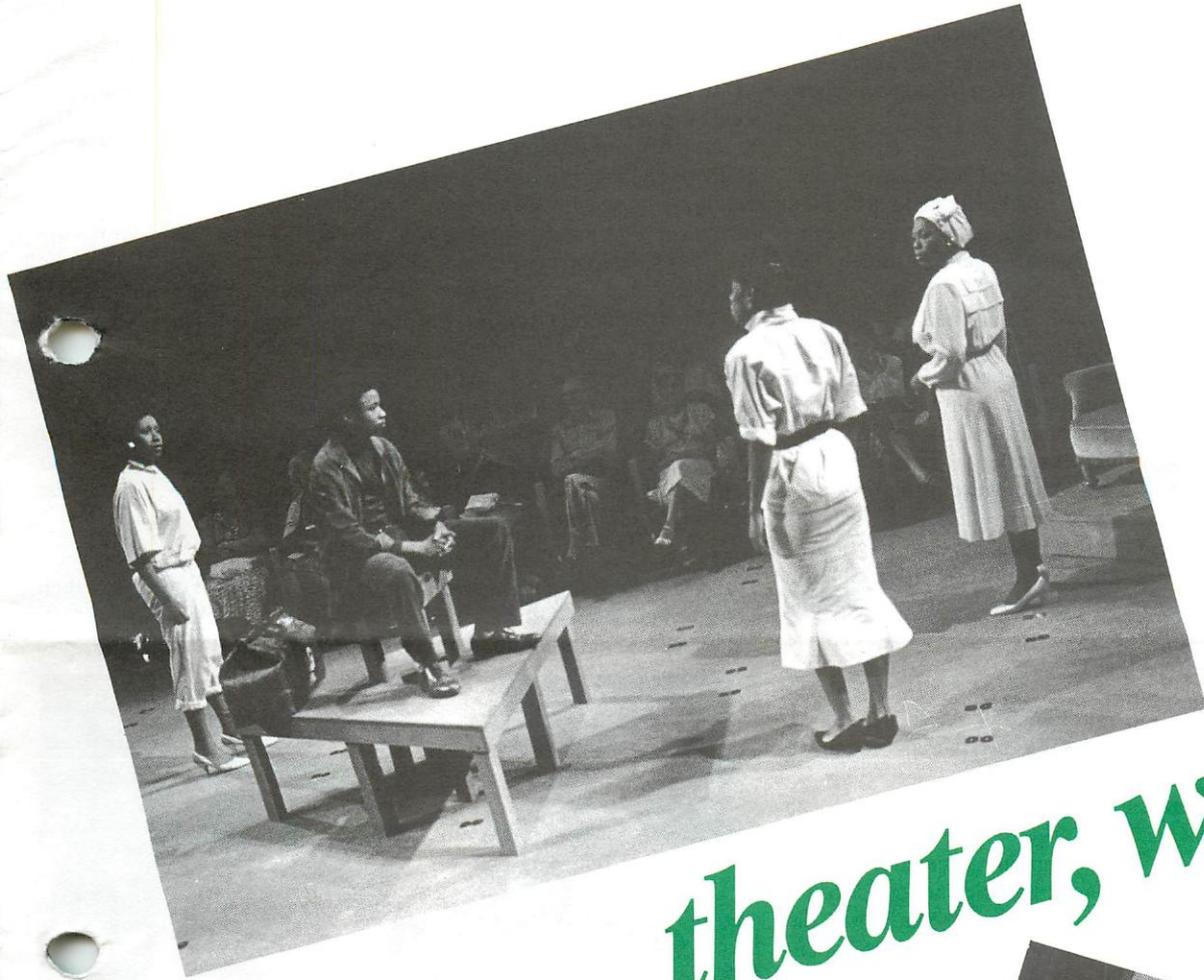


CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

Information

NR. 12
DEZEMBER 1987
39. JAHRGANG



theater, welt

Im Lexikon wird der griechische Begriff «théatron» mit «Schauplatz» übersetzt. Wie nahe liegen doch oft die Schauplätze der Bühne und des Weltgeschehens beieinander!

Wer kann sich nicht noch lange an den Auftritt eines Clowns erinnern, weil er uns auf der Bühne etwas frisch aus dem Leben Gegriffenes vor Augen führte? Und wie oft verlässt man doch seinen Platz am Ende einer Vorstellung (wenn nicht schon in der Pause) berührt oder gar erschüttert, weil die Handlung auf den Brettern die eine oder andere Wirklichkeit und Möglichkeit in einem wachgerufen hat.

Zwar besteht im Theater durch die Entfernung und Höhe der Bühne und die Helligkeit des Scheinwerferlichts oft eine Art Schwelle zwischen Darstellern und Zuschauern, aber die mannigfachen, lebendigen Verbindungen zwischen Theater und Welt kommen dennoch immer wieder neu über die Rampe.



Viermal Theater

1947

Über die Strassen von Niedersachsen rumpelt der mit Kulissen, Bühnenarbeitern und Schauspielern beladene Lastwagen der «Nordwestdeutschen Bühne». Fast täglich bricht er von Braunschweig auf, um Städtchen und grosse Dörfer im weiteren Umkreis zu bespielen. Nachmittags wird eine Märchenvorstellung für die Kinder gegeben, und abends strömen die Erwachsenen in die Aufführung einer Komödie. Unter den Schauspielern bin ich – nach einer Zeit als Elewin am Bremer Kunsttheater – zum ersten Mal in einem richtigen Engagement. Wären nicht der knurrende Magen und die Kälte, die trotz der umgeschlungenen Wolldecke in alle Knochen kriecht, ich würde mich glücklich preisen. Die Menschen, ausgehungert nach Unterhaltung und Aufheiterung, sind dankbar für unsere Darbietung und geniessen ein paar Stunden Freude und Zerstreuung im harten Nachkriegsleben.

1956

Seit Jahren bin ich in Westberlin verheiratet und habe schon lange nicht mehr auf einer Bühne gestanden. Es ist Februar und sehr kalt. Dennoch drängen sich die Menschen vor der Eingangstür des Steglitzer Titaniapalastes, um Einlass in den Zuschauerraum zu finden. Die Moralische Aufrüstung zeigt Abend für Abend das Musical «Die verschwindende Insel» von Peter Howard. Das Theater kann die Menschen nicht fassen; jene, die keinen Platz bekommen, werden zu Parallelveranstaltungen ins Rathaus Steglitz umgeleitet. Was zieht die Leute derart an, dass wir bei uns im Haus täglich Leute aus der DDR beherbergen, die eigens kommen, um das Stück zu sehen? (Die Mauer existierte noch nicht.) «Die verschwindende Insel» wird in Westberlin gezeigt, in einer halben Stadt, in beinahe insularer Lage. Es ist eine Stadt, die sich bedroht und manchmal fast auch als verschwindende Insel fühlt. Hoffnung gibt dieses Stück – zeigt einen Weg nach vorn, heraus aus Feindseligkeit und Verbitterung, die Möglichkeit einer gemeinsamen Zukunft der Menschen unter Gott. Das zieht die Menschen an.

1977

Mein Mann und ich schreiben ein Theaterstück. Wir nennen es «z. B. Deutschland». Warum und wie, sagt das damals gegebene Interview:

Wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, dieses Stück zu schreiben?

Durch viele Gespräche mit jungen Deutschen auf einer internationalen Konferenz stellten wir fest, dass sie es schwierig fanden, sich mit der Vergangenheit unseres Landes zu identifizieren. Sie lehnen die Verantwortung für eine Zeit ab, in der sie noch nicht gelebt haben. Deswegen betonten sie nachdrücklich, sie wollten lieber Europäer sein. Aber Europa wird keine funktionsfähige Gemeinschaft werden, wenn wir es nur bejahen, um unseren eigenen Problemen auszuweichen. Diese Einsicht wollen wir vermitteln.

Wie kommt eine Hausfrau und Mutter von fünf Kindern dazu, eine solche Arbeit auf sich zu nehmen?

Ich war vor meiner Heirat Schauspielerin, und Theater ist daher weiter in meinem Denken geblieben. Bisher haben wir allerdings nur Texte für Schul- und Puppentheater geschrieben. Diese grosse Arbeit konnten wir neben all unseren Verpflichtungen nur leisten, weil wir den inneren Auftrag dazu fühlten.

Fotos: Archiv, Channer, Helps, Howard, Mayor, Spreng

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 35.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postcheckkonten: Schweiz: 60-2680-8, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Deutschland: 70435-757 Postcheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Bächler Grafino AG, Wabern

Welche Erfahrungen haben Sie bei der Einstudierung des Stückes mit Laienspielern gemacht?

Es gab manche Überraschungen und Wunder. Jedesmal war es ein Abenteuer, alle Mitwirkenden zu sammeln, die über das gesamte Bundesgebiet verstreut wohnten. Ausserdem waren die Spieler durch Schule, Studium und Beruf sehr in Anspruch genommen. Jede Aufführung und jedes Treffen war mit erheblichen Opfern an Zeit und Geld verbunden. Dennoch haben es alle auf sich genommen. Bei den bisherigen Aufführungen hatten wir jeweils nur sehr wenig Zeit zu proben und mussten oft neue Texte oder Rollen lernen. Trotz aller Hingabe und Bereitschaft empfanden wir es daher jedesmal wie ein Geschenk, wenn die Aufführung gut über die Bühne ging.

Wir fügten dem Interview damals ein Zitat von Klaus Mehnert bei: «Das Bild, das ein Volk von seinem Platz in der Welt hat (oder das Fehlen eines solchen Bildes), wirkt in die Geschichte hinein. Das unserer Art und unserer Lage entsprechende Bild zu suchen, auf dieses Bild hin zu leben, ist uns allen aufgegeben. Ohne einen fest umrissenen Standort, ohne eine Vision der Zukunft, werden wir unsere Unsicherheit nicht überwinden und weder unseren Beitrag zur Lösung der Weltprobleme leisten, noch das wenig erfreuliche Bild, das die Welt von den Deutschen hat, korrigieren. Wie soll sie sich auch ein klares Bild von einem Volk machen, das mit sich selbst nicht im reinen ist? ... Ein Volk, das mit sich selbst im reinen sein will, muss seine eigene Vorgesichtigkeit nüchtern und tapfer ins Auge fassen, ihre lichten wie ihre dunklen Seiten sehen, darf weder das Schlechte beschönigen noch das Gute gering achten. Die Einsicht in seine Fehler soll ihm nicht zur Quelle von Komplexen, sondern zur Lehre werden, die Bilanz seiner Leistungen zur weiteren Ermutigung dienen. Ob aber Fehler oder Leistungen, ob Gut oder Schlecht – das misst sich am Ziel.»

1987

Die Menschen sind vollgestopft mit Bildern und Worten. Medien beherrschen unser Leben – wenn wir es zulassen. Mein Mann und ich haben ein Theaterabonnement. Zeitstücke werden da gezeigt, also



Historische Szene in «z. B. Deutschland»: Tilman Riemenschneider

Produktionen moderner Autoren. Oft wird uns das sauer, selten fühlen wir uns inspiriert.

Diesmal stehen wir im Kassenraum. Unsere Karten haben wir schon, und nun lesen wir in der Theaterkritik, was uns an diesem Abend in dem Stück von Edward Bond erwartet: Eine Queen Victoria werde gezeigt, die als Kannibalin ihre eigenen Kinder auffrisst und als Lesbierin Florence Nightingale vergewaltigt. Wir sehen uns an. Nein, das werden wir uns nicht antun. Mit den Eintrittskarten in der Tasche verlassen wir das Theater und fahren heim. «Wie krank ist unser Theater?» fragte ein angesehener Kritiker in einer angesehenen Zeitung und stellte überall Krankheitssymptome fest.

Da geht mir ein Satz durch den Kopf, den ein Reporter aus Moskau beim Bericht über eine Lesung in einem überfüllten Saal dort machte: «Die Menschen erwarten von ihren Dichtern Erbauung und Lebenshilfe.»

Und wir?

Gisela Krieg, Berlin

Schauspieler:

nicht umsonst

Bevor ich meine ganze Zeit dem Theater der Moralischen Aufrüstung widmete, einem Theater, das Leben spendet, spielte ich in einer äusserst brillianten, kultivierten, komplizierten und hochgestochenen Nummer. Für diesen Auftritt von etwa drei Minuten probte man sechs Monate lang – Sie wissen, welche Art Theater ich meine.

In Caux war ich dann an Aufführungen beteiligt, die viel rascher und mit viel geringerem materiellem und menschlichem Aufwand auf die Bühne gestellt und in die Welt hinausgebracht wurden. So befand ich mich eines Tages im Nordosten Indiens in einer Gegend, wo blutige Auseinandersetzungen zwischen Guerillakämpfern und regulären Truppen an der Tagesordnung waren. In unserem Programm spielten wir eine Szene, in der innere Änderung an der totalen Umkehr einer hass-erfüllten französischen Widerstandskämpferin gezeigt wird. Nach der Aufführung kam ein junger Mann auf uns zu und bedankte sich für das, was wir auf der Bühne gezeigt hatten. Er sagte, durch jene eine Szene sei ihm völlig klar geworden, dass er sich nicht, wie vorgesehen, an einem indischen General rächen und ihn umbringen werde, weil er seinen Vetter gefoltert hatte. – Wenn man einem Schauspieler, weit weg von der Heimat, so etwas sagt – und er merkt, dass es echt gemeint ist, dann



Michel Orphelin in der Londoner Revue «GB»

weiss er, dass er nicht umsonst auf einiges verzichtet und eine weite Reise auf sich genommen hat. Es war ein ausserordentliches Erlebnis mit dieser eher armseligen Theatertruppe, einem einfachen Theater, aber eben einem Theater, das neues Leben schenkt.

Wenn wir schon von der Welt des Theaters sprechen, möchte ich noch etwas zur Einsamkeit des Schauspielers bemerken. Dies sage ich vor allem meinen Brüdern und Schwestern aus der wundervollen Welt des Theaters; denn ich habe diese Einsamkeit ja selbst erlebt. Ich spreche von der Einsamkeit, die der Darsteller empfindet, der sich dem Publikum ausgeliefert hat und nun das Bedürfnis nach Kompensation verspürt.

Wenn er nicht selber immer wieder aus der Quelle lebendigen Wassers schöpft, von dem er anderen weitergibt, wenn er seine innere Leere nach der totalen Verausgabung nicht wieder mit etwas ebenso Starkem ausfüllt – für mich ist es die Kraft Gottes –, dann muss er den Ausgleich eben anderswo suchen. Wo, wissen wir aus Zeitungen und Romanen: Sex, Völlerei, Trinken, Drogen... Das ist die traurige Wirklichkeit. Daran sollten wir denken, wenn wir sehen, wie Schauspieler und andere Bühnenkünstler sich verausgaben. Und es gilt auch für viele andere Berufe, deren Ausübende sehr gefordert sind. Darum bitte ich, lassen Sie uns dafür beten, dass alle diese Menschen die echte Quelle, diese andere Art der Erfüllung kennenlernen. *Michel Orphelin, Paris*

Theatertrends: Unerwartete Aussichten

Kaum hatte Frank Buchman, der Begründer der Moralischen Aufrüstung, durch ein christliches Erlebnis der Vergebung innere Erneuerung und Befreiung gefunden, kam er mit mehr und mehr Menschen in Kontakt, die sich nach ähnlicher Erneuerung sehnten. Er sprach an Versammlungen und Tagungen, und bald entdeckten er und seine Mitarbeiter die Durchschlagskraft der gesungenen und inszenierten Botschaft. Im Laufe der Jahre entstanden bunte Abende, Weihnachtsspiele, dann auch musikalische Revuen und Theaterstücke, die auf einfachen, oft kurz zuvor gemachten Erfahrungen aufgebaut waren.

Autoren wie Alan Thonhill und später vor allem auch Peter Howard schrieben Schau-

spiele, die rund um die Welt in zahlreichen Sprachen aufgeführt, teilweise auch verfilmt wurden und auch heute den Zuschauer faszinieren.

1946 wurde in London das Westminster-Theater eröffnet, wo seither laufend Schauspiele, Pantomimen, Musicals, Revuen und Theatertage für Schüler aufgeführt werden, deren Kern und Auslöser die persönliche Änderung darstellt.

Der Theater- und Hörspielautor Hugh S. Williams ist Mitglied des Aufsichtsrats des Westminster-Theaters:

Tendenzen und Trends im Theater können nicht von den im Land allgemein herrschenden abgekoppelt werden. Theater erfüllt

nämlich eine zweifache Aufgabe: manchmal jene der Meinungsbildung, zu anderen Zeiten – so zum Beispiel heutzutage – der Meinungswiedergabe. Im Theater, genau wie im täglichen Leben, kann man kurzfristige Trends ausmachen, die leicht zu erkennen sind, die vielleicht die nächsten vier oder fünf Jahre beeinflussen, aber auch langfristige, über die man nur wenig Gewisses aussagen kann, welche jedoch wichtiger sind, weil sie sich auf die nächsten vierzig Jahre auswirken können.

Lassen wir einmal die kurzfristigen Trends beiseite, um uns die Frage zu stellen, wie die Welt in den nächsten vierzig Jahren aussehen wird, und welche Art Theater wir

uns daher für die Zukunft wünschen. Allem Anschein nach werden wir in der Zukunft mit mehr Gewalt und Unruhe leben müssen, also in einer Welt, die uns mehr und mehr fordert. Dies wird vermutlich die Entwicklung eines ernsthafteren Theaters begünstigen. Nur wohlgenährte, im Überfluss lebende Menschen, wie wir es heute sind, geben sich mit blossen Spektakel zufrieden. Wer jemals in einem Publikum eines jener Länder sass, die weit weniger Wohlstand und längeres Leiden kennen, der konnte die gespannte Erwartung der Zuschauer geradezu spüren, an diesem Abend auf der Bühne irgendeine neue Idee zu entdecken, die Gemüt und Geist mit Hoffnung auf Veränderung erfüllen könnte.

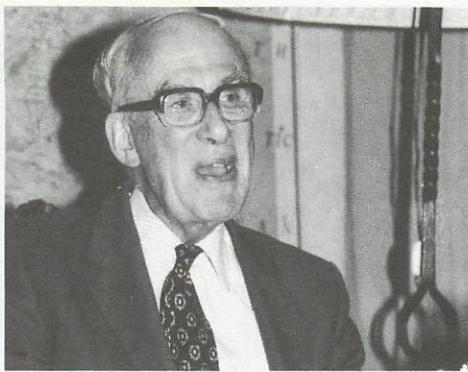
Ernsthaftes Theater beschreibt vor allem charakterliche Entwicklung seiner Figuren. Persönlichkeiten und Interessen prallen aufeinander, Ideen kreuzen die Klängen, Fenster und Türen öffnen sich und enthüllen neue Horizonte und unerwartete Aussichten. Wenn wir unser Bedürfnis nach Hoffnung für die kommenden, vielleicht härteren Zeiten eingestehen, können daraus jene kühnen Ideen entspringen, welche Stoff für echt grosses Schauspiel bieten.

Schwierig und begeistert

Es gibt Anzeichen dafür, dass jene, welche diese Entwicklung erkannt haben, bereits nach neuen Wegen suchen, weil sie die blosser Wiederholung von Selbstverspottung und destruktiven Darstellungen satt haben, welche nach den Worten eines Historikers Markenzeichen unserer gegenwärtigen Kultur sind. Wir scheinen allmählich aus unserer satten Betäubung herauszutaumeln. Die Seuche unseres Wohlstandsmaterialismus und die damit verbundene Gewalt, Krankheiten wie Aids, die Umweltverschmutzung sind Warnsignale, die darauf hinweisen, dass eine Kursänderung erforderlich ist.

Es gibt aber auch eine schöpferische Kraft, die nicht nur dem Einzelnen Heilung und Änderung bringt, sondern durch solche Veränderungen auch die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen verändern kann. Sie ist ein Zeichen der Hoffnung. Wenn Menschen sich wachrütteln lassen und erkennen, dass sie zwischen Chaos und Heilung wählen müssen, werden viele diese schöpferische Kraft erfahren und sich dieser Hoffnung zuwenden wollen.

Und gerade hier könnte das Theater einmal mehr wegweisend sein. Wenn diese Entwicklung anhält, werden Orte wie das Westminster-Theater und andere geistesverwandte Bühnen sehr gefragt sein. So kann man mit Sicherheit voraussagen, dass die nächsten vierzig Jahre spannend, herausfordernd, schwierig und begeistert, aber auf keinen Fall langweilig sein werden.



Alan Thornhill erzählt

Alan Thornhill war Gemeindepfarrer und Dozent am Hertford College, Oxford. Er ist Autor von mehr als einem Dutzend Schauspielen und Büchern. Thornhill berichtete unlängst über einige Erlebnisse in seinem überraschenden Leben.

Das Thema meiner Plauderei ist mit dem Theater verknüpft. Das kommt daher, dass ich, der ich in Oxford Vorlesungen über das Neue Testament auf griechisch hielt, zum grossen Erstaunen aller meiner Freunde und zu meiner eigenen Überraschung beim Theaterbetrieb landete. Dabei hatte ich damals weder auf noch hinter der Bühne irgendwelche Erfahrung. Ich war ein recht fleissiger Theaterbesucher, aber um die Plätze in meinen Vorlesungen in Oxford rissen sich die Studenten nicht gerade. Doch Gott hat – oft ohne dass wir es auch nur ahnen – Erstaunliches mit uns vor. Nachdem ich mein erstes Theaterstück «Der vergessene Faktor» geschrieben hatte, war ich während dreissig oder vierzig Jahren eng mit der faszinierenden Welt des Theaters und des Schauspiels verbunden.

So einfach und doch so komplex

Ich möchte aber über viel mehr als nur über Theater sprechen, denn ich bin zum Schluss gekommen: Wenn man einiges von dem, worum es in diesem erstaunlichen Leben und in der Welt überhaupt geht, verstehen oder gar interpretieren will, besteht die einzige Möglichkeit darin, dies alles als Drama zu betrachten. Und welch ein Drama! Eben habe ich Charles Lindberghs Beschreibung seines Alleinflugs über den Atlantik – des ersten in der Geschichte – gelesen. So ganz allein in seiner kleinen Maschine, der «Spirit of St. Louis», über das Meer fliegend, muss es ihm wie ein unendliches Universum vorgekommen sein. Er schreibt: «Ich erkannte einen so perfekt ausgeglichenen, so wundervoll einfachen und unglaublich komplexen Plan, dass es weit über jedes menschliche Verständnis hinausgeht». . . Wenn nun unser Leben wirklich ein Schauspiel ist, welch erstaunliche Bühne bietet es uns doch! Es bekommt für mich tatsächlich erst einen Sinn – und nicht immer scheint das Leben sinnvoll –, wenn ich uns alle als Mitspieler in einem gewaltigen Drama sehe.

Shakespeare, der beinahe alles über ziemlich alles wusste, was es zu wissen gibt, sagte einmal: «Die Welt ist eine Bühne und die Menschen bloss Schauspieler. Sie haben ihre Auftritte und Abgänge, und jeder spielt in

Wie heisst das Stück und welches ist

seinem Leben mehrere Rollen.» Für mich als Dozent für Neues Testament war es geradezu aufregend, erst kürzlich zu entdecken, dass das Theater in der Bibel erwähnt wird. Paulus hatte in Korinth mit einigen sicher sehr liebenswerten, aber äusserst mühsamen Christen zu tun. Sie kamen ihm – er erwähnte dies dreimal – «sehr aufgeblasen» vor. Zu diesen «aufgeblasenen Christen» sprach er in ziemlich ironischem Ton: «Ihr seid vortreffliche Menschen. Ihr seid ganz ohne mein Zutun zu Königen geworden; nun seid ihr reich und mächtig. Ihr Leute von Korinth tut grossartige Dinge. . . Ich glaube, Gott hat uns Apostel auf den letzten Platz gestellt, wie Todgeweihte; denn wir sind zum Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen.» Ich schlug die Stelle in meinem griechischen Testament nach und fand, dass Paulus das Wort «théatron» gebraucht. Er meint also: «Ihr spielt wichtige Rollen, wir aber spielen ganz hinten auf der Bühne. Wir haben unsere Rollen, aber wir stehen auf der Bühne: Wir gehören zu Gottes Theater.» Vielleicht findet sich das Wort «Theater» noch andersorts in der Bibel; ich habe es noch nicht entdeckt. Dieser Stelle bei Paulus entnahm ich den Titel für meine Plauderei: «Auf der Bühne für Gott».

Nur wenig niedriger als Engel

Paulus spricht von einem Theater für die ganze Welt. Er hat keine geringe Vorstellung von der Bühne. Sie ist für die ganze Welt da. Er geht sogar noch weiter und sagt, die Engel sähen zu. Engel sind wichtige Wesen. In der Bibel heisst es, der Mensch sei nur wenig niedriger als die Engel. Der amerikanische Schriftsteller Mark Twain fügt hinzu: «Ja, und seither ist er ständig ein bisschen tiefer gesunken.» Wenn man davon ausgeht, dass das Leben ein Schauspiel ist, stellt man sich die Frage: Gibt es ein Thema? Wer ist der Verfasser? Wovon handelt es? Spielen wir darin eine Rolle?

So war es für mich eine grosse Entdeckung, als ich in Oxford, noch während meiner Studienzeit, Frank Buchman und eine kleine Anzahl junger Männer kennenlernte. Ich sagte mir: «Da geht etwas vor!» – wusste aber nicht, was es war. Es erschien mir wie ein dramatisches Schauspiel: Unsere Treffen hatten immer etwas Unerwartetes, irgendwie Aufregendes an sich. Es herrschte grosse Redefreiheit. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ein junger Mann – heute einer meiner besten Freunde – aufstand und erklärte: «Die Abscheu, die ich Euch Oxfordgruppenleuten gegenüber empfand, wird nur noch von der Verachtung für das übertroffen, was aus euch geworden ist.» Dann setzte er sich wieder, und der Leiter des Meetings sagte zu meiner Überraschung: «Vielen Dank!» Das Ausserordentliche aber geschah am nächsten Sonntag, als der gleiche junge Mann wieder aufstand, bescheiden vor sich hinblickte und ganz

...st meine Rolle?

ruhig erklärte: «Im Laufe der letzten Woche ist in mir etwas ganz Neues geboren worden.» Das war ein Drama ganz besonderer Art, denn obschon ich Christ und in einer Pfarrfamilie aufgewachsen war, hatte ich noch nie etwas Derartiges erlebt. Ich selber war mir gar nicht sicher, ob ich an so etwas teilhaben sollte, wirklich nicht.

Ein riskantes Geschäft

Es schien mir ein höchst riskantes Geschäft. Gleichzeitig faszinierte mich alles, und ich fragte mich ständig, was wohl als nächstes geschehen werde. Dann nahm ich an einem recht grossen Treffen teil, an dem Frank Buchman eben jene Stelle bei Paulus zitierte und dann fortfuhr: «Die ganze Welt ist Teil dieses Schauspiels. Es braucht einen jeden dazu, jeder kann darin eine Rolle spielen, und die ganze Welt geht ihn etwas an.» Ich sah mich vor die Frage gestellt: «Und was ist mit mir?» Ich habe lange gebraucht, bis ich sie beantworten konnte.

Brooks Atkinson, während vieler Jahre Theaterkritiker der New York Times, schrieb vor Jahren eine sehr gute Kritik eines unserer frühen Stücke, in der er scharfsinnig bemerkte: «Es handelt sich um ein in mancher Hinsicht interessantes Thema, und es ist ganz gut gemacht. Die Autoren erklären aber nicht genau, wie solche Änderungen zustande kommen.» Eine interessante Beobachtung von einem recht weltlich eingestellten Kritiker! Daraufhin schrieben wir eine zusätzliche Szene, in der sich tatsächlich eine innere Änderung auf der Bühne vollzieht, und das Stück hat dadurch enorm gewonnen.

Er kam bereitwillig

Dieser Brooks Atkinson erzählte mir einmal eine hübsche Theatergeschichte. In England gab es früher eine Menge von Theatergruppen, die sozusagen ohne Geld von Städtchen zu Städtchen das Land durchzogen. Fast immer spielten sie Shakespeare. Sie waren in

den Feinheiten des Agierens nicht so ausgebildet wie die heutigen Schauspieler. Es waren aber durchaus Darsteller darunter, welche die grossen Monologe und Reden mit gewaltiger Kraft und grosser Wirkung vortragen konnten. Sie gingen völlig auf in ihrer Rolle. In Atkinsons Geschichte trifft eine dieser kleinen Truppen in einer nordenglischen Hafenstadt ein. Kurz vor der Aufführung erkrankt der Hauptdarsteller, sie stecken in der Klemme. Da erinnert sich jemand an einen alten Schauspieler, der solche Rollen während Jahren gespielt hatte und jetzt irgendwo in einem Heim für pensionierte Schauspieler wohnt. Ob er wohl einspringen könnte? Man findet ihn, er kommt bereitwillig und fragt als erstes: «Wo ist meine Garderobe?» Man führt ihn hin, und nun fährt er mit der Hand über seine lederbesohlenen, etwas schmutzigen Schuhe und malt sich Lidschatten. Dann reibt er mit der Hand über die Backsteinmauer der Garderobe, um sich die Wangen rot zu schminken, und ruft schliesslich mit lauter Stimme und pathetischem Ton: «Wo ist die Bühne, und wie heisst das Stück?»

Ich erzähle diese Geschichte nur, weil ich mir selber damals genau diese Frage stellte: Wo ist die Bühne, und wie heisst das Stück? Das war die eigentliche Doppelfrage meines Lebens, gefolgt von einer dritten: Welches ist meine Rolle, wo ist mein Anteil? Und diese Fragen führten mich zum Anfang eines grossen Abenteuers, das immer noch andauert.

Von kleinen und grossen Rollen

In den ersten Jahren als Dozent in Oxford stand ich in den Kulissen, und dort kommt es nicht darauf an, was man tut, solange man sich gut benimmt. Ein Beispiel: In unserem Dorf gibt es eine Ballettschule. Ich habe viele junge Tänzer und Tänzerinnen in den Kulissen beobachtet, und fast alle bekreuzigten sich vor dem Auftritt. Ich weiss nicht, wieviel es ihnen bedeutet, aber sie wissen, dass es ein entscheidender Moment ist. Das Stichwort fällt, man tritt nach vorne, und jetzt ist alles wichtig, jede Einzelheit. Man darf nicht einfach niesen oder sich schneuzen oder herumlungern. Jetzt kommt es auf alles an, denn man tut es nicht für sich allein, sondern als Teil eines grösseren Ganzen. Man muss sich in seiner Rolle, die über einen hinausgeht,

verlieren. Vielleicht ist es nur eine kleine Rolle, doch Schauspieler pflegen zu sagen, es gebe keine kleinen Rollen, nur kleine Darsteller. Daran sollte man sich auch im Leben immer erinnern.

Vielleicht stehst du im Hintergrund und hältst einen Speer, und solange du dort stehst und deinen Speer nicht fallen lässt, gehörst du dazu. Oder du befindest dich plötzlich, zu deinem Schrecken, in der Mitte der Bühne, das Stichwort fällt, du musst es aufnehmen und die ganze Szene zusammenhalten.

Wenn das Stichwort fällt

Es gibt in meinem ersten Theaterstück, dem «Vergessenen Faktor», einen entscheidenden Moment am Ende des zweiten Aktes, der in der Wohnung eines Arbeiterführers spielt. Es ist eine Zeit schrecklicher Verbitterung, vieler Konflikte und heftigen Zusammenpralls. Plötzlich ein Klopfen an der Tür, eine Männerstimme schreit von draussen, und dann drängt sich ein stämmiger Arbeiter herein. Er trägt die junge Tochter des Hauses auf den Armen und legt sie behutsam auf eine Couch, bevor er – in einem recht langen Monolog – beschreibt, was geschehen ist. Das Mädchen habe beim Streik mitgemacht, Verwünschungen ausstossend und laut schimpfend wie alle andern, dann habe etwas sie am Kopf getroffen und sie sei bewusstlos vornübergefallen, und nun habe er sie hierhergeschafft. Dann sollte der Vater ausrufen: «Bei Gott, Mac, wenn ihr etwas Ernstes passiert ist, dann bin ich schuld!...»

Den Einsatz nicht verpassen

Wir hatten uns alles sehr dramatisch ausgedacht. Aber unglücklicherweise wurde unser «Mac» vor der Aufführung krank. Wir brauchten einen neuen, und dem blieb nur sehr wenig Zeit zum Proben. Er trug also das Mädchen herein, und weil die Bühne klein war, musste er um einige Möbelstücke herummanövrieren. Es war recht schwierig, sie heil und in der richtigen Lage auf die Couch zu bringen. Und dann schrie also der Arbeiterführer seinen Satz: «Um Gottes Willen, Mac, was ist denn geschehen?» «Mac» hatte seine lange Erklärungsrede zwar geprobt, aber nie im Zusammenhang mit seinem Manöver auf der Bühne, und so stand er im entscheidenden Moment völlig hilflos und stumm da, unerreicher für den Souffleur. Der arme Arbeiterführer wiederholte eindringlich: «Mac, Mac, was ist passiert?» Doch der gute Mann war völlig blockiert; ich sah seine Qualen und wie sein Adamsapfel auf und ab wanderte. Und dann kam es mit erstickter Stimme: «Es ist so schrecklich, ich kann darüber nicht reden.» Der Vorhang fiel, und jedermann fand: «Wie dramatisch! Was war wohl geschehen?» Sie haben es nie ganz herausgefunden.

Ich wollte damit nur darauf hinweisen, wie wichtig es für uns alle ist, auf der Bühne des Lebens unser Stichwort aufzugreifen. Sie könnten heute schon von jemandem das Stichwort erhalten: «Sag's uns, erzähle!» Dann nützt es nichts, zu antworten: «Ach, es ist so schrecklich (oder so wunderbar), ich kann gar nicht darüber sprechen.» Wir müssen bereit sein.



Szene aus dem Schauspiel «Der vergessene Faktor»

«Zeige mir den Weg»

Eine Schauspieltruppe mit schwedischen Künstlern und Laienspielern führte anfangs November das Theaterstück «Zeige mir den Weg» über das Leben der Heiligen Birgitta in Rom auf. Finn Harald Wetterfors berichtet nach ihrer Rückkehr aus Schweden:

Was hat denn eine Frau «aus fernem Lande», die vor sechshundert Jahren lebte, einem computerisierten, Satelliten-entsendenden Europa der achtziger Jahre noch zu sagen? Birgitta lebte im turbulenten 14. Jahrhundert. Sie wurde in eine wohlhabende und landesweit einflussreiche Familie im mittelalterlichen Königreich Schweden hineingeboren. Auf den Familiengütern hätte sie ein Leben mit allen Vorrechten führen können, ohne direkte Berührung mit dem wirklichen Leben ihrer Zeit und ihres Volkes. Oberflächlich gesehen, tat sie das auch. Mit dreizehn Jahren wurde sie gegen ihren Willen mit Ulf, einem nur fünf Jahre älteren Edelmann, verheiratet. Im Laufe der achtundzwanzig Ehejahre gebar sie ihm acht Kinder und trug die Verantwortung für eine zahlreiche Familie und einen grossen Haushalt. Es lief aber noch ein tiefer Strom durch Birgittas Leben. Der Siebenjährigen erschien im Traum die Mutter Gottes und legte ihr eine Krone aufs Haupt. Von dem Augenblick an wusste sie, dass sie für ein Leben im Dienste des Herrn auserwählt war.

Mach mich willig

Vierunddreissig Jahre später, auf einer Pilgerfahrt nach Spanien mit ihrem Gatten, hatte sie erneut eine Vision, in der ihr angekündigt wurde, dass Gott durch sie der Welt seinen Willen kundtun werde. Kurz darauf starb Ulf, und Birgitta spürte, dass Gott sie in die Welt hinausrufe, damit sie sich für «die Seele Europas» einsetze. Sie hatte bereits ihre Beziehung zum schwedischen König aufs Spiel gesetzt, indem sie sowohl seine persönliche Lebensweise wie auch einen ihr ungerecht erscheinenden Krieg angeprangert hatte, obwohl das Lebensziel, das sie sich gesteckt hatte, mit von der Gunst dieses Königs abhing: Sie wollte einen religiösen Orden für Männer und Frauen gründen, um «einen neuen Weinberg des Herrn» in Schweden anzulegen. In den folgenden Jahren versuchte sie, zwischen den sich bekriegenden Königen von England und Frankreich Frieden zu stiften. Während zwanzig Jahren redete sie dem Papst ins Gewissen, dass er aus Avignon nach Rom zurückkehren solle, und riskierte damit seine Gunst, obwohl nur er ihren heissesten Wunsch erfüllen und ihr die Gründungsgenehmigung für den neuen Orden erteilen konnte. Um diese Erlaubnis einzuholen, unternahm Birgitta im für die damalige Zeit respektablen Alter von sechsundvierzig Jahren die lange und beschwerliche Reise nach Rom. Die Heimfahrt erlebte sie nicht mehr.

Erst 1373, vierundzwanzig Jahre später, wurden ihre sterblichen Überreste nach Schweden gebracht.

Alle Offenbarungen, die Birgitta von Gott und seinen Engeln im Laufe ihres Lebens empfing, hat sie schriftlich festgehalten. In den meisten Darstellungen sieht man sie mit einem Buch und der Schreibfeder, bereit, das «Diktat von oben» entgegenzunehmen. Ihr oft wiederholtes Gebet: «Herr, zeige mir den Weg und mach mich willig, ihn zu gehen», drückt aus, dass sie Horchende und Handelnde zugleich war. Diese Offenbarungen, von denen siebenhundert dicke Bände veröffentlicht worden sind, zeigten sich ihr in lebhaften Bildern und Metaphern, die jedem Bauern oder Kaufmann verständlich waren.

Mit beiden Füßen im praktischen Leben

Eine Gruppe schwedischer Frauen – Schriftstellerinnen, Musikerinnen, Malerinnen – wurde von eben dieser Heiligen vor ein paar Jahren regelrecht «getroffen», wie sie es ausdrückten. Getroffen von ihrer Ausstrahlung, ihrem Wesen als Ordensschwester, als Frau

und Mutter, als jemand, der dauernd nach dem tiefsten Sinn des Lebens und nach verborgener Weisheit sucht, aber gleichzeitig als realistische Frau mit beiden Füßen im praktischen Leben steht. «Birgittas Mut und die inneren Kämpfe, mit denen sie dafür bezahlte», und ihre Hingabe daran, «die Flamme des Geistes am Leben zu erhalten», faszinierte diese Künstlerinnen, weil sie ihnen so zeitgemäss erschienen. Sie wünschten sich, «von einer ebensolchen Leidenschaft als Motivation für unser künstlerisches Schaffen in unserer Zeit» erfüllt zu werden.

Das Ergebnis war das Theaterstück «Zeige mir den Weg». Es begann damit, dass eine dieser Frauen feststellte, wie wenig ihre eigenen Kinder über die Männer und Frauen wussten, die das kulturelle und geistige Erbe Schwedens und Europas geschaffen hatten. Sie schrieb die «Ballade der Birgitta». Eine Freundin fügte weitere Lieder mit den Worten der Heiligen hinzu, eine dritte vertonte diese Verse. Kurz darauf hörte eine Schauspielerin eines der Lieder und war besonders von der Zeile «ein Einsatz für Europas Seele» berührt. So wuchs das Stück allmählich aus dem heraus, was in Menschen entfacht worden war und die Schranken der Zeit überschreitet. Mehrere Personen mit anderen Talenten stiessen dazu. Dabei entdeckte jeder

John Green, Komponist und Gershwin-Interpret:

«Man kann sich nicht mehr wegstellen»

«Skelette im Schrank», diese englische Redensart, die sich auf deutsch am ehesten mit «Leiche im Keller» übersetzen liesse, ist das Thema eines Theaterstücks von Hugh Williams, welches seit drei Jahren an den Konferenzen in Caux aufgeführt und jedesmal von jung und alt sehr geschätzt wird... und das Publikum zum Nachdenken bringt. Es ist ein Vierpersonenstück: Der Vater (ein Chiropraktiker), die Mutter, die Tochter Sally

und ihr Freund Mike. Die Eltern, zu Beginn empört über das Verhalten der schwangeren Tochter, die dem Heiraten negativ gegenübersteht, sehen sich durch die Umstände gezwungen, ihr einige Dinge aus ihrem Leben zu erzählen, die sie am liebsten für immer verschwiegen hätten. Damit schürzt sich der Knoten der dramatischen Handlung. Es folgt eine heilende «Kur der Ehrlichkeit», die zu Ansätzen von Vergebung und Versöhnung führt.



Im Gershwin-Jubiläumsjahr 1987 war John Green (im Bild), als einer seiner Freunde und bekanntesten Interpreten, auch im europäischen Fernsehen an Sonderkonzerten zu hören und zu sehen.

etwas Neues über sich selbst, wie sie ihre Begabungen und ihr Leben brauchen könnten. Zusammen führten sie das Schauspiel mehr als vierzigmal in ganz Schweden auf. Unterdessen vertraten Bekannte, Verwandte und Nachbarn die Schauspieler an der Arbeit oder zu Hause, damit sie proben und zu den Vorführungen reisen konnten.

Dann fand Birgitta – in Gestalt einer schwedischen Schauspielerinnen unserer Zeit, die selber durch die Heilige zum Glauben gefunden hatte – Ende 1987 den Weg zurück nach Rom. Die Generaloberin des Brigitten-Ordens, welcher Klöster in so weit auseinanderliegenden Ländern wie Indien, Italien, Mexiko und Schweden unterhält, lud die ganze Truppe nach Rom ein. «Zeige mir den Weg» wurde im Vatikan, in der Aula Magna des Palazzo della Cancellaria mit ihren prächtigen, die ganzen fünfzehn Meter hohen Wände bedeckenden Fresken aufgeführt. In einem früheren Bau an derselben Stelle, der Ende 15. Jahrhundert zerstört wurde, hatte Birgitta ihren ersten Römer Jahre verbracht und auch einige ihrer wichtigsten Offenbarungen empfangen. In Rom, wo Birgitta 1391 heiliggesprochen worden war, empfing der Papst ihre modernen Interpreten. Papst Johannes Paul II. begrüßte in einer Privataudienz die Schauspieltruppe.

Der Zuschauer erlebt auch das Ausräumen des berühmten Schrankes, in dem ein lebensgroßes Skelett baumelt und der im Laufe der Jahre mit einer Unmenge von Gegenständen vollgestopft wurde, deren Existenz die Familie bereits vergessen hatte – Symbole für all das, was die Familienmitglieder bewusst oder unbewusst in sich selbst vergraben hatten. In einer Szene geraten die junge Frau und ihr Freund heftig aneinander. Dabei kommen ihre Schwächen genauso zum Vorschein, wie diejenigen der Eltern vorher enthüllt worden waren, weil jeder nur für sich selbst gelebt hat, auf der Flucht vor sich selbst. Nun will Sally von ihrem Freund Mike wissen: «Fühlst du dich mir wirklich verpflichtet?» – «Klar, irgendwie bin ich schon bereit, mich für dich zu engagieren. Wirklich!» antwortet Mike. Angespannt und beunruhigt stürzt sich Sally auf ein Wörterbuch und liest folgende Definition: «Sich verpflichten: sich mit einer Person oder Sache so verbinden, dass man bereit ist, seine persönliche Handlungsfreiheit freiwillig einzuschränken.» «Dann gehe ich», sagt Mike, «keiner soll meine Handlungsfreiheit einschränken.»

Echte, tiefe Freude

«Sich verpflichten», «sich engagieren»: diese zwei Begriffe hat dieses Theaterstück ins Rampenlicht gerückt. Es gab den Konferenzteilnehmern Anlass zu Überlegungen und Diskussionen. Der amerikanische Komponist und Pianist John Green, der für die musikalische Bearbeitung von Gershwins «Westside Story» einen der fünf Oscars seiner Künstlerlaufbahn erhalten hat, meinte dazu: «Oft kann man zwischen Engagement und Verpflichtung nicht klar genug unterscheiden. Ich sehe den Unterschied darin, dass Verpflichtung

Auch zahlreiche Brigitten-Schwester aus der Casa S. Brigida, dem Mutterhaus des Ordens, waren anwesend. Der Papst, selber Bühnenautor und Dichter, sagte: «Ich hoffe, dass es in eurem Alltag viel Raum für Überlegung und Meditation über das Leben und das Werk Christi gibt, damit die Bezeichnung «Christi» ihre volle Bedeutung für euch bekomme... Auch in euren künstlerischen Bestrebungen möchte ich euch ermutigen. Möget ihr im Gebrauch eurer Talente allzeit Gott loben und preisen, im Dienst am Schönen und zur Förderung der Eintracht unter den Völkern.» Ein Zuschauer meinte zum Schluss der Vorstellung in Rom: «Ich habe ein historisches Stück über irgendeine entlegene Heilige erwartet, dabei bringt es eine Botschaft für unsere Zeit.» – «Birgitta erinnert uns an die Bedeutung des Horchens und der Stille, an etwas, das dem modernen Menschen fremd geworden und doch so notwendig ist», bemerkte ein anderer.

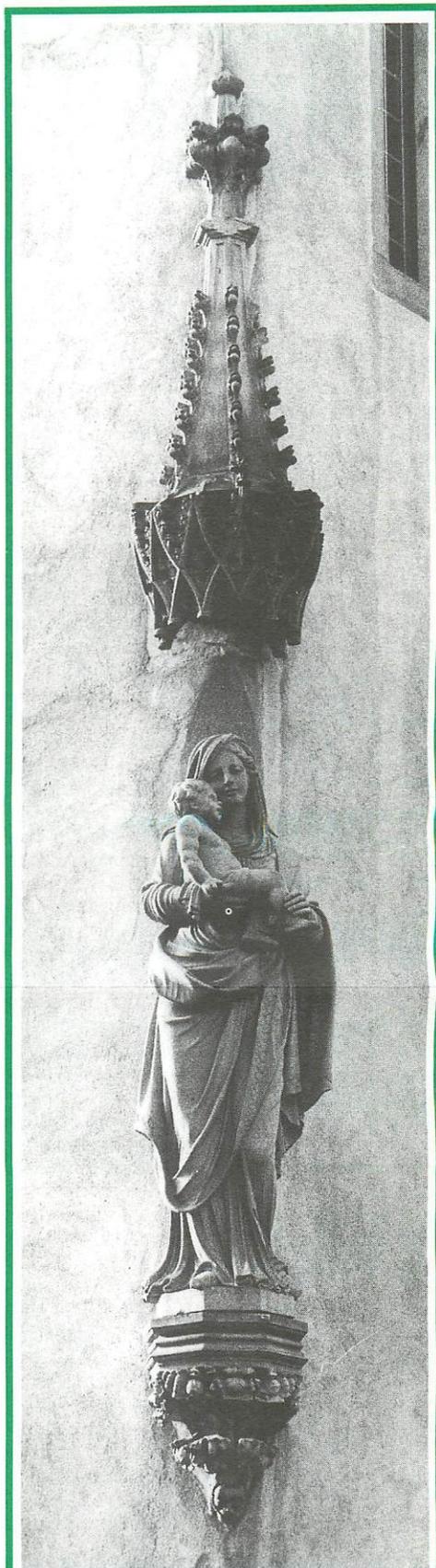
So kehrte also Birgitta durch das Theaterstück nach Rom zurück. Sie brachte Menschen mit sich, die vom Drama ihres Lebens und der Einfachheit ihres Glaubens ergriffen worden waren – jenes Glaubens, der sich in ihrem eigenen Gebet zusammenfassen lässt: «Herr, zeige mir den Weg und mach mich willig, ihn zu gehen.»

einen Glauben voraussetzt, sei es an sich selbst oder an etwas, das über uns hinausgeht. Eine Verpflichtung eingehen ist nämlich wie das Unterzeichnen eines Vertrages. Um diesen einhalten zu können, braucht man Hilfe, und diese Hilfe findet man im Glauben. Engagiert man sich für etwas, tut man es freiwillig nur dann, wenn es einem Spass macht.

Eine Verpflichtung erfordert eine andere Einstellung; sie lässt kein Hintertürchen offen. Man kann sich nicht daraus wegstehlen, indem man sagt: «Bedaure, aber ich habe etwas anderes vor.» Tut man dies doch, lädt man sich die schwerste aller Lasten auf: ein schlechtes Gewissen. Welches ist nun aber der schönste Lohn einer Verpflichtung? Die Freude natürlich, eine echte, tiefe Seelenfreude. Wenn man sich bloss engagiert, ist die Befriedigung oberflächlich. Aber auch sich engagieren ist nicht schlecht, oder zumindest immer noch besser als Gleichgültigkeit.

Ich bin bald 78 Jahre alt und spiele immer noch Klavier, obwohl es mir nicht mehr so leicht fällt. Jeden Tag muss ich üben. Zu meinem eigenen Vergnügen? Falsch! Gott hat mir dieses Talent geschenkt, um anderen Vergnügen und Freude zu bereiten. Es ist eine Verpflichtung denen gegenüber, für die ich spiele. Wenn ich nicht mein Bestes gebe, verrate ich meine mir von Gott geschenkte Begabung und enttäusche das Publikum. Wenn ich aber gut spiele, so spiele ich für meine Zuhörer und für Ihn. Damit erfülle ich meine Verpflichtung. Sie können sich jederzeit an vielem beteiligen und dann bald zu etwas anderem übergehen. Haben Sie sich aber für etwas verpflichtet, sollten Sie dabei bleiben, sonst werden Sie bestimmt unglücklich.»

Philippe Lasserre



*Frohe
Weihnachten
wünschen Ihnen*

*Redaktion und Verlag
der
Caux-Information*

Direkt aus Simbabwe:

Heikle Lage – und trotzdem...

Auf Einladung des Blaukreuz-Verlags fand Mitte November eine Pressekonferenz in Bern statt, an der Alec Smith aus Simbabwe sein Buch «Jetzt ist er mein Bruder» vorstellte, welches sein Leben beschreibt.

Der rebellische, ausgeflippte Sohn des ehemaligen rhodesischen Ministerpräsidenten Ian Smith erlebt eine innere Umkehr und leistet in den darauffolgenden Jahren seinen aktiven Beitrag zur Schaffung des unabhängigen Simbabwes. – Smith, dem der Verleger eine Viertelstunde für seine Einleitung eingeräumt hatte, schaute nach vierzehn Minuten auf die Uhr und nahm scherzend auf die Nähe des Hauptbahnhofs und die Pünktlichkeit der Schweizer Eisenbahnen Bezug. Er unterstrich, dass in seiner afrikanischen Heimat andere Zeitbegriffe herrschen, bevor er – zur Belustigung der Zuhörer – seine Einleitung genau zur vorgegebenen Zeit abschloss.

Die westliche Auffassung von Afrika beschränke sich oft darauf, dass es ein unter Hungersnöten, Diktaturen und Rassenkonflikten leidender Kontinent sei. Simbabwe passe aber nicht in dieses Schema, erklärte Alec Smith. Die Integration der Rassen sei besser verwirklicht als zum Beispiel in Birmingham in England oder in Washington in den U.S.A. Er schilderte dann, wie es heute in der Simbabwe-Armee aussehe, wo er seit der Unabhängigkeit im Jahre 1980 als Feldgeistlicher gedient hat. Ehemalige Unabhängigkeitskämpfer der ZANLA- und ZIPRA-Einheiten leben und arbeiten gemeinsam und zufriedenstellend mit Soldaten der ehemaligen weissen, rhodesischen Armee. Seine Tochter besuche eine gemischtrassische Schule, in der das fachliche Niveau und die allgemeine Stimmung gut seien. Die Angst gewisser Weissen, dass der Gesundheitsdienst mit der Rassenintegration eine qualitative Einbusse erleiden würde, habe sich nicht bewahrheitet. Seine Frau habe zum Beispiel während der Entbindung ihres dritten Kindes bessere Pflege erhalten als während jener ihres ersten.

Schliesslich ist Smith auch auf die parlamentarische Demokratie zu Hause stolz. Vor drei Wochen habe Ministerpräsident Mugabe bei einer Nachwahl zehn weissen Kandidaten – von denen die meisten nicht seiner Partei angehören – seine Unterstützung gewährt. Auf Fragen über das Einparteien-System antwortete Smith, dass es im Moment besprochen werde, warnte aber davor, dies im europäischen Sinne verstehen zu wollen. Die Diskussion über die Rolle der Parteien müsse zu

den Anstrengungen in Beziehung gebracht werden, in Simbabwe eine nationale Identität zu schaffen, da diese Parteien auf der Basis von ethnischen, nicht weltanschaulich-politischen Unterschieden bestünden. Über den Ausgang dieser Debatte könne momentan nur spekuliert werden. Wie es um die Beziehung zwischen den Shona und den Ndebele stehe, wurde auch gefragt. Smith meinte, jegliche neue Auseinandersetzung berge natürlich Gefahren in sich, aber der Wille zur Verständigung sei bei vielen vorhanden und die Lage wesentlich besser als vor drei Jahren. Seit zwei Jahren seien auch Einigungsgespräche im Gange, und Joshua Nkomo sei nach seiner Rückkehr aus London wieder als vollwertiges Parlamentsmitglied tätig.

In seiner Antwort auf eine Frage über wirtschaftliche Sanktionen gegen Südafrika holte Alec Smith weit aus, meinte aber unter anderem, man müsse sich im klaren sein, was man tatsächlich bewirken könne. Er erinnerte daran, dass Rhodesien während fünfzehn Jahren boykottiert worden sei, dies damals aber nur wenig bewirkt habe. Dazu komme, dass die südafrikanische Wirtschaft stärker und diversifizierter sei. Zugleich müsse man in Europa aber verstehen, dass Afrika von der westlichen Welt eine überzeugende Missbilligung der Apartheid-Politik erwarte. Zur Rolle seines Landes als Frontstaat im südlichen Afrika meinte Alec Smith aufgrund seiner Erfah-



Alec Smith, Simbabwe

«Eine Gesellschaft mit mehreren Rassen kann funktionieren – aber dies setzt eine Veränderung im Herzen und Denken aller voraus.» Ebenso überraschend wie das Olassen der vorhergehenden Frage ist sein Konzept: «Seit sieben Jahren wartet man im Westen darauf, dass wir in Simbabwe scheitern, aber eher das Gegenteil ist eingetroffen. Westeuropa könnte also in Südafrika Veränderung unterstützen, indem es Simbabwe zum Erfolg verhilft und unser Land dadurch zum positiven Beispiel werden kann.» Dies ist sicher mit ein Grund, der Alec Smith zum Schreiben veranlasst haben dürfte. *chs*

Neue Zürcher Zeitung

Es dürfte nicht oft vorkommen, dass ein Vater von seinem Sohn derart herausgefordert wird, wie es beim früheren rhodesischen Regierungschef Ian Smith der Fall war. Zunächst spielte sich die Opposition im üblichen Rahmen eines Generationenkonflikts ab: dann aber begann der Sohn, Alec Smith, auch politisch gegen seinen Vater und dessen weisse Herrschaft in Rhodesien zu agieren, und zwar indem er offen eine schwarz-weiße Versöhnung anstrebte. Vorangegangen war ein Bruch mit seinem bis dahin zwischen studentischer Rebellion und Drogensucht hin und her gerissenen Dasein und die Hinwendung zum christlichen Glauben, der sich ihm vor allem in der Person des schwarzen Pfarrers und Nationalisten Arthur Kanodereka offenbarte. Der junge Smith wird nun in vieler Hinsicht zu einem Gegenspieler seines Vaters, ohne dass das familiäre Band zerreisst. Dass Ian Smith schliesslich von seiner Machtposition zurücktritt und die Geschicke des neuen Staates Simbabwe dem ehemaligen Erzfeind Mugabe überlässt, dürfte nicht wenig von der Vermittlungstätigkeit des Sohnes bestimmt worden sein.

Die nun auf deutsch unter dem Titel «Jetzt ist er mein Bruder» herausgekommene kurze Autobiographie Alec Smiths enthält viele Passagen über sein Verhältnis zum christlichen Glauben. Aber sie vermittelt auch dem politisch und historisch Interessierten eine ganze Reihe bemerkenswerter Einblicke in die Vorgänge jener turbulenten und leidvollen Zeit. Und sie hilft ein wenig mit beim Versuch, den auch heute noch als erstaunlich reibungslos erscheinenden Übergang von der weissen zur schwarzen Herrschaft zu verstehen, der nach dem berühmten Diktum Ian Smiths eigentlich «nicht in tausend Jahren» zu erwarten gewesen wäre. *de*



Nach einer weiteren Pressekonferenz, die Alec Smith in Lausanne auf Einladung des Sekretariats von «Pain pour le prochain» gab, schreibt Jean Anderfuhren in der Zeitschrift «Vie Protestante» vom 27. November 1987:

... Der Sohn Alec Smith widerlegt das oft alturgesetz betrachtete Sprichwort «Wie der Vater, so der Sohn»... Das Wort Wunder ist in Alec Smiths Bericht ein ständig wiederkehrender Refrain, zuerst bei der Beschreibung seines eigenen Lebenswegs: Die Entdeckung des christlichen Glaubens öffnete ihm die Augen für die Ungerechtigkeit der rassistischen Realität, in der sein Land lebte... Die Zusage der Vergebung und der Versöhnung hat aus Alec Smith einen neuen Menschen gemacht, der fähig wurde, mit den sozialen und rassistischen Vorurteilen des Milieus, aus dem er stammte, zu brechen... Es geht nicht nur darum, die Nachwirkungen eines Bürgerkrieges zu überwinden, sondern Tag für Tag auch um die Suche nach Wegen, um Menschen zweier Stämme, die sich mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen, zum harmonischen Zusammenleben zu bringen... Man kommt nicht umhin, sich zu fragen, ob die Politik der Versöhnung, welche in Simbabwe anscheinend mit Erfolg angewandt wurde, nicht auch für das ganze südliche Afrika und ganz besonders für die grosse Republik Südafrika einen Ausweg bieten könnte. Simbabwe hat es – nicht ohne Erschütterung und Leiden – geschafft, sich aus einer Apartheid-ähnlichen Situation zu lösen und einen Bürgerkrieg zu beenden. Könnte sich dieses Wunder, um den Ausdruck Alec Smiths zu gebrauchen, nicht auch anderswo wiederholen?

Der Bund

Söhne berühmter Väter haben es nicht leicht. Nur wenigen gelingt es, aus dem Schatten ihrer Erzeuger zu treten. Zu ihnen darf sich Alec Smith zählen, der Sohn des früheren rhodesischen Premiers Ian Smith. Auch wenn Skeptiker seinen «göttlichen Instrumentalismus» – das Gefühl, ein Werkzeug Gottes zu sein – nicht ohne weiteres nachvollziehen können, so besticht doch die Offenheit, mit der er seine Lebensgeschichte nachzeichnet. Sie ist eng mit der jüngsten Vergangenheit Simbabwes verknüpft... *A. C.*